

Über die Kategorisierung der Sprachvarietäten und die des Mediolektivs im Besonderen (1)

Ernst Kretschmer

Università di Modena e Reggio Emilia

1. Einleitung

Obwohl der Begriff der „Sprachvarietät“ seit langem zum Grundwortschatz der Soziolinguistik zählt, ist seine Definition umstritten. Er ist ein komplexer, in sich verschlungener Begriff, denn er korreliert eine sprachliche Form, die als solche linguistisch zu beschreiben ist, mit einem außersprachlichen Grund für diese Form, den es – je nach Grund – mit Instrumenten anderer Disziplinen zu erfassen gilt. Zwar kann man eine Varietät innerhalb eines Sprachsystems formal als ein „Gefüge“ (Albrecht 2005, 232) oder „Bündel“ (Lüdtke/Mattheier 2005, 15) zusammengehöriger Varianten betrachten. Doch wann Varianten den Status einer „Varietät“ erreichen, ist ebenso schwer zu bestimmen, wie Anzahl und Art der Gründe, die sie bedingen können. Beispielhaft drückt sich diese wesenhafte Vagheit des Begriffs in der Definition Berrutos für das Handbuch *Sociolinguistics - Soziolinguistik* aus, in der Angaben wie „gewiss“ und „bestimmt“ in quantitativer wie qualitativer Hinsicht für Unverbindlichkeit sorgen:

Wenn eine Menge von gewissen kongruierenden Werten bestimmter sprachlicher Variablen (d. h. Realisierungen gewisser Formen, die in der betreffenden Sprache variieren) zusammen mit einer gewissen Menge von Merkmalen auftreten, die Sprecher und/oder Gebrauchssituationen kennzeichnen, dann können wir von einer sprachlichen Varietät sprechen (Berruto 2004, 189).

Im vorliegenden Beitrag wird danach gefragt, wie die Merkmale der Sprecher und Gebrauchssituationen, also die außersprachlichen Variablen, die den sprachlichen Varietäten zugrunde liegen, kategorisiert werden können. Natürlich ist diese Frage nicht neu. Seit Coseriu haben sich zahlreiche gestandene Soziolinguisten mit ihr beschäftigt (u. a. Albrecht 1986; Ammon 1987, 1995; Berruto 1980, 2004; Dittmar 1997; Löffler 2010). Hier wird der Versuch unternommen, sie in einer historischen Perspektive zu stellen, aber auch der, sie von der Gegenwart aus zu beantworten, die von einer Medienvielfalt geprägt ist, von der die Pioniere der Varietätenlinguistik nicht einmal träumen konnten.

2. Überlegungen zur Kategorisierung aus der Vor- und Frühgeschichte der Varietätenlinguistik

Wie es in der Geschichte der Wissenschaften nicht selten geschieht, fällt es auch den Vertretern der Varietätenlinguistik schwer, die Anfänge ihrer Disziplin zu bestimmen. Betrachtet man die Stilistik als einen ihrer konstitutiven Teilbereiche, kann man sie bis in die antike Rhetorik und deren Lehre von den *genera elocutionis* zurückreichen lassen. Wenn dort auch nicht eigentlich ein wissenschaftlich deskriptives, sondern ein normativ präskriptives Interesse die Überlegungen lenkt, die zum Postulat der Angemessenheit und Ausgewogenheit führen, wird doch deutlich die Frage nach den Sprachregistern gestellt, deren Wahl sich aus der Abhängigkeit von den Kommunikationspartnern, den Kommunikationssituationen und den zu kommunizierenden Inhalten ergibt. In dieser Hinsicht hätten schon Aristoteles und Cicero einen Beitrag zur Erforschung eines Phänomens geleistet, das heute diaphasische Variation genannt wird. Weitaus jüngere Anfänge lassen sich im 19. Jahrhundert ansetzen, als sich die Linguistik als eigenständige Wissenschaft etablierte. Indem August Schleicher und seine Nachfolger die Entwicklung von Sprachen im Bild des Stammbaums nachzuzeichnen versuchten, wie des Deutschen etwa aus dem Indoeuropäischen über das Germanische, Althochdeutsche und Mittelhochdeutsche, betrieben sie, auch wenn sie es nicht wussten, diachrone Varietätenlinguistik. Nahezu gleichzeitig bildete sich in der Folge Johann Andreas Schmellers die Dialektologie systematisch aus, um unter dem Namen der „Mundarten“ das zu untersuchen, was terminologisch modern als diatopische Variation bezeichnet wird. Im 20.

Jahrhundert vervollständigt sich schließlich das historische Bild mit den Arbeiten Basil Bernsteins und William Labovs, die als Beginn der eigentlichen Soziolinguistik betrachtet werden. Die Abhängigkeit der Sprache von der Zugehörigkeit ihrer Sprecher zu bestimmten gesellschaftlichen Schichten gerät nun in den Blick und findet in dem Begriff der diastratischen Varietät ihren Ausdruck.

Wie man leicht bemerkt, wurde für die Bezeichnung der vier Schwerpunkte, die sich aus dem knappen wissenschaftsgeschichtlichen Abriss ergeben (vgl. Lüdtkke/Mattheier 2005) und unter Varietätenlinguisten wohl unstrittig sind, im wesentlichen die Varietäten-Terminologie Eugenio Coserius verwendet, die bis heute als klassisches Referenzmodell dient – diatopisch, diastratisch und diaphasisch –, ergänzt durch die diachrone Dimension, die Kirsten Nabrings 1981 in dieses integrierte. Dass die diachrone Varietät von Coseriu nicht vorgesehen war, gibt einen ersten Hinweis auf das Problem der Kriterien, nach denen sich eine kategoriale Ordnung sprachlicher Varietäten bilden lässt. Dieses Problem aber stellten sich wiederum, mehr oder weniger explizit, schon zwei Vorläufer der Varietätenlinguistik, die in dieser Hinsicht durchaus als ihre Pioniere gelten dürfen: William Dwight Whitney (1827-1894) und Georg von der Gabelentz (1840-1893).

3. William Whitney. Die Überlappung der fünf „Dialekte“

Als William Dwight Whitney 1875 *The Life and Growth of Language*¹, nannte er es im Untertitel *An Outline of Linguistic Science*. Wie seine zeitgenössischen Kollegen ging der Professor für Sanskrit und Vergleichende Sprachwissenschaft in Yale davon aus, dass sein Fach in erster Linie ein historisches war. Sein Interesse galt in der Folge Franz Bopps und Jacob Grimms der Frage, wie die europäischen Sprachen aus ihrer gemeinsamen indoeuropäischen Wurzel entstanden waren und über welche Stufen und Wege sie sich getrennt entwickelt hatten. Dabei erfasst er das Leben und Wachsen der Sprache als einen dynamischen Prozess, in dem zentrifugale und zentripetale Kräfte einander entgegen

¹ August Leskiens Übersetzung ins Deutsche erschien im Folgejahr 1876 bei Brockhaus in Leipzig.

wirken: Während die einzelnen Mitglieder einer Sprachgemeinschaft ihre jeweils eigenen, unterschiedlichen Sprechweisen vertreten, die stets dazu neigen, auseinanderzustreben², stellt die Gemeinschaft selbst ein Gravitationszentrum dar, das unter dem Postulat der Verständigung die individuellen Weisen auf sich zieht, um sie zu verschmelzen und zu einer einzigen Sprache zu formen³. Der Status aber, zu dem diese Dialektik führt, kann nur relativ stabil sein: Die Sprache einer Sprachgemeinschaft bleibt in dem Maße gleich, dass sie die Verständigung ihrer Mitglieder erlaubt, und ändert sich doch ständig, soweit sie deren individuellen Tendenzen folgt.

Auch wenn Whitney sein Modell mit dem Ziel entwickelt, das Phänomen des Sprachwandels zu beschreiben, gelangt er dabei, gleichsam *en passant*, zu einer synchronen Differenzierung der Gesamtheit einer Einzelsprache in gewisse Teil- oder Untersprachen, die sich aus ihrer Abhängigkeit von außersprachlichen Bedingungen ergeben. Er stellt fest, dass alle Mitglieder einer Sprachgemeinschaft ihre jeweils eigene, individuell gekennzeichnete Sprache sprechen⁴, und erkennt zugleich, dass sich diese Vielzahl nach einem kategorialen Raster ordnen lässt: Bestimmte Kennzeichen von Sprache hängen vom Siedlungsraum der Sprecher ab,⁵ andere von ihrer Zugehörigkeit zu verschiedenen Klassen, die sich nach Gesellschaftsschicht, Beruf und Bildungsstand einteilen lassen⁶. Wiederum andere sind an das Alter der Sprecher gebunden⁷. In der Bedeutung des griechischen *dialéktos*, das ursprünglich mehr als die Mundart im heutigen Sinn umfasst, bezeichnet er solche Ausprägungen der Einzelsprache als „dialects“ oder – wenn auch hyperonymisch und terminologisch noch unreflektiert – als „varieties“ (Whitney 1875, 156) und zeichnet damit den Gebrauch der Ausdrücke als Synonyme vor wie er noch heute in der angelsächsischen Varietätenlinguistik üblich ist (Berruto 2004, 189; vgl. auch Abb. 4).

² „Individuals are the diversifying or centrifugal force in the growth of speech“ (Whitney 1875, 163).

³ „But just so far as communication extends, like the centripetal forces, which dominates the other, and keeps the moving body upon a certain track never too far remote from the centre, the individualities are curbed and restrained, and their jarring action forced into and held in accordance“ (Whitney 1875, 164).

⁴ „In a true and defensible sense, every individual speaks a language different from every other“ (Whitney 1875: 154).

⁵ „local [...] peculiarities of pronunciation and phraseology“ (Whitney 1875, 154 f.).

⁶ „social, vocational, or educational“ (Whitney 1875, 159).

⁷ „Finally, there are the differences of age: the nursery, in particular, has its dialect, offensive to the ears of old bachelors; and older children have their language at least characterized by limited vocabulary“ (Whitney 1875, 156).

Whitney denkt auch über das Verhältnis nach, in dem Sprachvarietäten zueinander stehen, und gelangt dabei zu den Metaphern der „Überlappung“ und „Überlagerung“:

Let us suppose then, that there is a definite community X, of one speech. It is divided – not, of course, by definite or fixed lines – into the various local parts A, B, C, etc., and into classes, whether social, vocational, or educational, A, B, C, etc, and a, b, c, etc.; the various divisions variously overlapping and overlying one another (Whitney 1875, 159).

Warum Whitney die altersspezifischen Varietäten hier ausblendet, erklärt er nicht. Es geht ihm hier nicht um die Anzahl der Varietäten, die sich überlappen oder überlagern, sondern um das Phänomen als solches. Nimmt man das hin, ergibt sich für das Verhältnis der übrigen vier zueinander das folgende Bild:

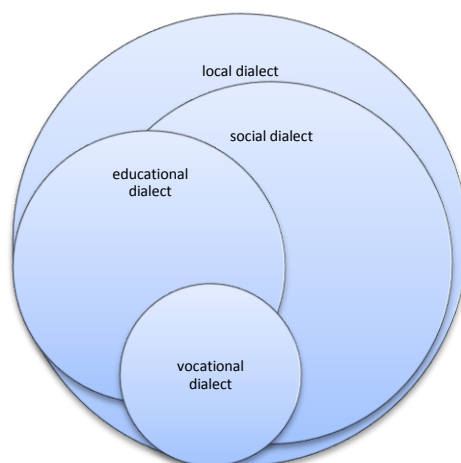


Abb. 1 Whitney: Die Überlappung der „Dialekte“ in einer Sprachgemeinschaft

4. Georg von der Gabelentz. Das Ineinandergreifen unzähliger Sprachgemeinschaften und deren Haupt- und Unterdialekte

1891, im Jahr seiner Berufung auf den Berliner Lehrstuhl für ostasiatische Sprachen und allgemeine Sprachwissenschaft, veröffentlichte Georg von der Gabelentz seine Einführung in die *Sprachwissenschaft. Ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse*.

Das zweite der vier Bücher, in die er die Studie einteilt, widmet er den Überlegungen zur „Einzelsprache“, worunter er historische Sprachen wie das Deutsche, Portugiesische oder Italienische versteht, die gemeinhin als Sprache eines Volkes gelten, das gewöhnlich auch in nationalen Grenzen lebt (Gabelentz 1901, 8). Er beginnt es mit der Frage, wie viele Sprachen es auf der Welt gibt. Die Schätzungen, die er erwägt – 1000, 1200, 1500 oder 2000 –, liegen weit unter der heutigen Annahme von 6500, das Paradoxon aber, zu dem er gelangt, bleibt dennoch bestehen:

In dem Sinne wie die Frage gemeint ist, sind die Antworten richtig, und zwar alle vier gleich richtig; sie werden auch schwerlich durch eine genauere und richtigere ersetzt werden, wenn man dereinst alle Völker und ihre Sprachen kennt (Gabelentz 1901, 54).

Da alle Antworten damit auch gleichermaßen falsch sind, liegt der Sinn der Feststellung darin, dass es keine Antwort auf die Frage gibt. Oder: Es gibt so viele Sprachen auf der Welt, dass man sie nicht zählen kann. Zur Klärung dieses Dilemmas entwirft Gabelentz ein Modell, in dessen Mittelpunkt der Begriff der „Sprachgemeinschaft“ steht, also „einer größeren oder kleineren Anzahl Menschen“, die das „Gemeingut“ derselben Sprache teilen (8):

Setzen wir also folgenden Fall: Zwei Nachbarn desselben Ortes, A und B, haben bisher nur ihre Muttersprache in der heimischen Mundart gehört und gelernt. Nun kommt ein Fremder, C, zu ihnen; A versteht ihn nicht, B aber, der rascheren Verstand und schärferes Gehör hat, versteht ihn und redet mit hm. In diesem Fall ist zu entscheiden: Es besteht Sprachgemeinschaft zwischen A und B und zwischen B und C, aber nicht zwischen A und C. (55 f.).

Um das Verhältnis der Sprachgemeinschaften zwischen A, B und C zu verdeutlichen, führt Gabelentz die Metapher des Kreises ein: Um A, B und C zieht sich jeweils ein Kreis, der seine Sprachgemeinschaft bezeichnet, wobei der Kreis um B herum von den dreien der größte ist. Verallgemeinert man das Beispiel,

so zieht sich um jeden Einzelnen ein weiterer oder engerer Kreis der Sprachgemeinschaft, und in diesem Verstande mag es fast ebenso viele

Grenzlinsen der Sprachgemeinschaft geben, wie es sprechende Menschen gibt (56).

Die Metapher erweist sich als überaus nützlich, da sie sich auf ähnliche Konstellationen übertragen lässt. Nimmt man als C einen Text an, dessen Sprache der Vergangenheit der „Altvordern“ (56) angehört, mag er dem Leser A ganz fremd, dem Leser B aber in dem Maß vertrauter erscheinen wie er ihn seinem Kreis seiner Sprache wiedererkennt. Setzt man „statt der einzelnen Menschen ganze Landschaften und den Durchschnitt ihrer jeweiligen Bewohner“ (56), ergeben sich daraus die Kreise, die regionale Sprachgemeinschaften verbinden und trennen. Auch kann an die Stelle der einzelnen Menschen die gesellschaftliche Schicht treten, der sie angehören, um analoge Kreisbildungen sichtbar zu machen.⁸ Vor allem aber gestattet die Metapher des Kreises den Begriff des „Ineinandergreifens“, der für alle drei Konstellationen, ob diachron, diatopisch oder diastratisch, gleichermaßen gilt. Denn alle Kreise „greifen ineinander, überragen einander“ (56), überschneiden sich auf so vielfältige Weise, dass das Gesamtbild der Sprachgemeinschaften mit den verwirrenden Ornamenten einer Guilloche verglichen werden kann, die Taschenuhren, Reispässe und Geldscheine zieren. Das Grundmodell aber, das Gabelentz mit dem Ineinandergreifen der Kreise von A, B und C für die Entstehung von Sprachgemeinschaften in ihren möglichen diachronen, diatopischen und diastratischen Dimensionen ersann, lässt sich graphisch so darstellen:

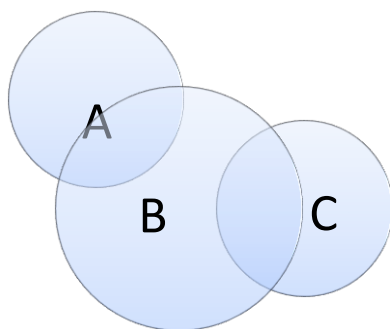


Abb. 2 Gabelentz: Die Bildung von Sprachgemeinschaften

⁸ „Die Cultursprachen beweisen, dass die Sprachen sich nicht nur nach Raum und Zeit, sondern auch nach Volksclassen spalten. Gesellschaftliche Stellung und Berufsart bringen es mit sich, dass sich die Bevölkerung in verschiedene engere und weitere Kreise zusammenschliesst, deren Angehörige vorzugsweise untereinander verkehren, mithin nach dem Gesetze von der Sprachmischung mehr Anregung voneinander als von auswärts empfangen“ (Gabelentz 1901, 288).

Geht man mit Gabelentz noch einmal von der diatopischen Dimension des Modells aus, steht man wie er vor der Frage, wie sich die sprachlichen Unterschiede zwischen den Gemeinschaften A, B und C ordnen und benennen lassen. Er erörtert die Frage, indem er an den allgemeinen Sprachgebrauch anknüpft:

Die Bewohnerschaften zweier Ländergebiete reden einander ähnlich, aber nicht gleich; [...] und nun sagt man kurzweg: Es sind verschiedene Sprachen, oder: Es sind verschiedene Dialekte derselben Sprache [...]. Oft lauten auch die Antworten ungleich: der Eine erkennt nur eine Mehrheit von Dialekten, wo der Andere von ebenso vielen Sprachen redet (54).

Den Grund für die Uneinigkeit in der Benennung erkennt er in dem Kriterium, das der Eine wie der Andere seinen Aussagen intuitiv zugrunde legt: Es ist der Grad der „Ähnlichkeit“ bzw. „Verschiedenheit“ (54) oder auch der Grad des „Heimischen“ bzw. „Fremden“ (57), den zwei Sprachen in ihrem Verhältnis zueinander aufweisen. Da beide Paare – ähnlich/heimisch und verschieden/fremd – sich antonymisch entgegengesetzt an den Enden einer Skala befinden, kann eine Sprache in dieser Hinsicht nur graduell eingeordnet werden, und da vor allem „heimisch“ und „fremd“ psychologische Befindlichkeiten beinhalten, kann dies nur subjektiv geschehen:

Einen springenden Punkt, wie etwa die Gefrier- und Siedepunkte des Thermometers, wird man auf dieser Skala nirgends entdecken. Alles ist hier Sache des Gefühles: zwischen dem Gefühle des ganz Fremden und des ganz Heimischen liegt eine Reihe unzähliger Möglichkeiten (57).

Trotz dieser Schwierigkeit schlägt Gabelentz eine Klassifizierung der sprachlichen Unterschiede zwischen verschiedenen Sprachgemeinschaften vor und stattet wegen dieser Schwierigkeit sein Modell mit „fließenden Grenzen“ (X) aus:

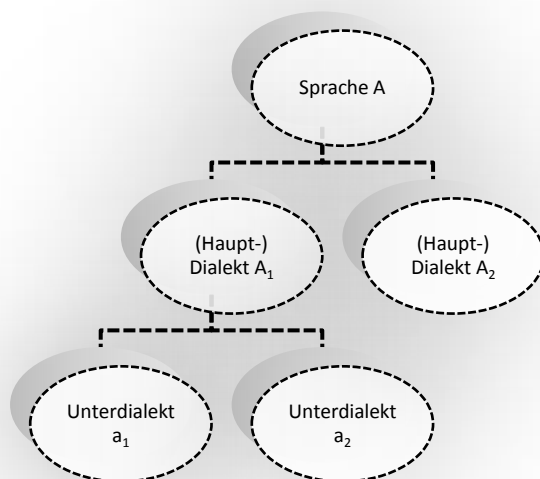


Abb. 3 Gabelentz: Sprache und Dialekte

Gabelentz definiert:

Wo nun zwischen Sprachgenossen die Arbeit der Verständigung als eine mühsame empfunden wird, da möchte ich von verschiedenen (Haupt-)Dialekten reden. Dialektgenossen sind also solche, die sich leicht verständigen. Örtliche Verschiedenheiten in ihrer Rede nenne ich *Unterdialekte* oder *Mundarten* im engeren Sinne (57).

5. Whitney und Gabelentz in der Zusammenschau

In ihrer Vor- oder Frühgeschichte des 19. Jahrhunderts wurden für die Varietätenlinguistik wesentliche begriffliche Grundlagen gelegt, die sich in folgenden Punkten zusammenfassen lassen:

a) Bereits Whitney und Gabelentz erkennen, dass sich eine historische Einzelsprache in verschiedene Varietäten differenzieren lässt. Beide gehen davon aus, dass diese Differenzierung grundsätzlich bis zum einzelnen Sprecher und seinem Idiolekt hinunterführt,

um diesen dann in übergeordnete Variationszusammenhänge einzuordnen, und gelangen dabei, mehr oder weniger explizit, zu einer Kategorisierung von Varietäten. Während Whitney die beruflichen Fachsprachen, Bildungssprachen und Alterssprachen in Betracht zieht und Gabelentz die historischen Chronolekte, stellen beide gemeinsam Dialekte und Soziolekte fest.

b) Sowohl Whitney als auch Gabelentz kategorisieren sprachliche Varietäten, indem sie sprachliche Variablen mit außersprachlichen Variablen der Sprachgemeinschaft korrelieren.

c) Anders als Whitney, der Varietäten allein auf horizontaler Ebene einander gegenüberstellt, erkennt Gabelentz die Notwendigkeit, sie auch in vertikaler Hierarchie zu ordnen und somit in ihren Kategorien zusätzliche Unterkategorien einzurichten.

d) Whitney und Gabelentz sind sich beide der Problematik dieser Klassifikation bewusst, die vor allem darin besteht, dass ein einzelner Sprecher mehreren Sprachgemeinschaften angehört und somit über mehrere Varietäten verfügt. Beide versuchen diesen Umstand mit Begriffen wie „Überlappung“, „Überlagerung“, „Ineinandergreifen“ oder „Überragen“ zu erfassen.

e) Während Whitney von der Sprachgemeinschaft in ihrer Ganzheit ausgeht, um sie von außen in ihre Varietäten zu differenzieren, wählt Gabelentz den umgekehrten und in diesem Sinn inneren Weg. Er beginnt den Aufbau seines Modells mit dem einzelnen Sprecher, dessen individueller Sprachkreis auf die Sprachkreise anderer Sprecher trifft, und lässt aus dieser Grundkonstellation, die sich so oft wieder einstellt wie es Sprecher gibt, deren Kreise ineinandergreifen, die Sprachgemeinschaft entstehen.

6. Leiv Flydal, Eugenio Coseriu und die Architektur der Sprache

Die Begriffe der „diatopischen“ und „diastratischen“ Variation führte 1951 der norwegische Romanist Leiv Flydal ein. Ihre Verbreitung aber erfuhren sie erst durch Eugenio Coseriu, der sie ab Mitte der 1950er Jahren in mehreren Vorträgen und Aufsätzen theoretisch reflektierte, zum ersten Mal wohl 1955 in Montevideo im Rahmen seiner Sprachgeographie. Mit „diatopisch“ erhalten Whitneys „local dialects“ und Gabelentz' „Haupt- und Unterdialekte“ eine neue Bezeichnung, mit „diastratisch“ die „social dialects“ und die Varietäten der „Volksklassen“. Schon in Montevideo fügt Coseriu den Kategorien Flydals

eine dritte hinzu, die er in Anlehnung an das griechische *φάτις* – Rede, Gespräch – „diaphasisch“ nennt, um damit Varietäten „in expressiver Hinsicht, d.h. hinsichtlich verschiedener Situationen des Sprechens und der darauf bezogenen Sprachstile“ zu differenzieren (Cosseriu 1988, 24). Neben der Dialektologie und der Soziolinguistik weist er der Stilistik einen festen Platz in Varietätenlinguistik zu und nimmt damit die antike Rhetorik in ihre Geschichte auf. Diese Erweiterung der Kategorien aber hat zugleich ihre Verwischung zur Folge. Bei Whitney und Gabelentz wie auch bei Flydal war der Zusammenhang von sprachlicher Varietät und außersprachlicher Wirklichkeit noch ein streng kausaler: Ein Sprecher spricht eine diatopische oder diastratische Varietät, weil die außersprachlichen Faktoren des Wohnortes und der Gesellschaftschicht seine Sprache wesentlich prägen. Die „Situationen des Sprechens“ hingegen stehen mit den diaphasischen Varietäten in einem teleologischen Zusammenhang: Der Sprecher wählt sie, um sich in einer Situation einer Sprache zu bedienen, die dieser – im umfassenden Sinn der Rhetorik – angemessen ist. Für die Kategorisierung der Varietäten ergibt sich daraus eine hierarchische Struktur: Innerhalb einer Sprache lassen sich die Kategorien der kausal bedingten und der teleologisch bestimmten Varietäten unterscheiden. Während die zweite zunächst ungeteilt bleibt, lassen sich in der ersten die Unterkategorien diatopisch und diastratisch unterscheiden. In der angelsächsischen Varietätenlinguistik wird diese Struktur mit folgender Terminologie abgebildet (vgl. Albrecht 2005, 232 f.; Halliday 1978, 110 ff.):

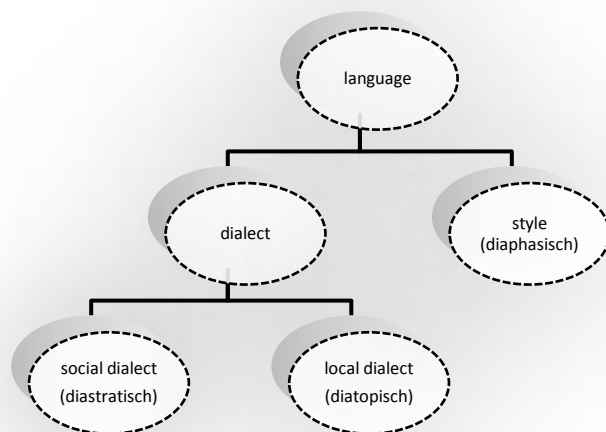


Abb. 4 Die kategoriale Hierarchie von „diatopisch“, „diastratisch“ und „diaphasisch“

Coseriu greift auch die Frage nach dem Verhältnis der Varietäten zueinander auf, das Whitney und Gabelentz mit den Metaphern des sich Überlappens oder Ineinandergreifens zu fassen versuchten, und beantwortet sie durch die Einführung der „funktionellen Sprache“, in der die drei Varietäten als Einheit aufgehoben sind. Sie bilden die innere Struktur der funktionellen Sprache, die als solche zugleich syntopisch, synstratisch und synphasisch ist,⁹ und tragen somit zum Aufbau der historischen Gesamtsprache bei: Deren „Architektur“, wie Coseriu sie in Anlehnung an Flydal nennt, setzt sich aus den verschiedenen funktionellen Sprachen zusammen (Coseriu 1988, 262-266). Klar wird damit auch, dass eine „diachrone“ Varietät, wie Gabelentz sie ins Auge gefasst hatte, in diesem Modell, das der synchronen Beschreibung von Sprachstrukturen dient, keine Rolle spielt.

⁹ „Mit anderen Worten: Sie ist eine vollkommen bestimmte Mundart auf einem vollkommen bestimmten Sprachniveau in einem vollkommen bestimmten Sprachstil. Wir nennen die Sprache, die die drei Typen der Einheitlichkeit aufweist, darum funktionell, weil sie die Sprache ist, die jeweils unmittelbar im Sprechen funktioniert [...]“ (Coseriu 1988, 25 f.).

7. Heinrich Löfflers sieben Lekte und Norbert Dittmars sechs Dimensionen

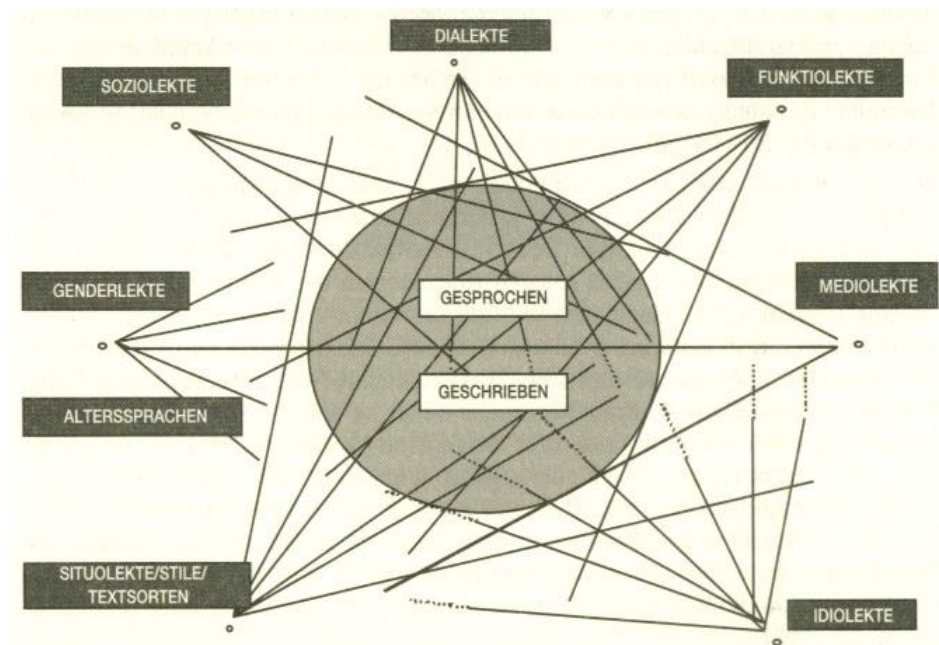


Abb. 5 Löfflers Varietäten-Modell (Löffler 2010, 79)

Heinrich Löfflers Modell der Sprachvarietäten zählt zu den bekanntesten seiner Art. 1985 zum ersten Mal in der Einführung in die *Germanistische Soziolinguistik* erschienen, stellt es noch heute für zahlreiche Studenten den ersten Zugang zu einer komplexen Thematik dar. Auch Schulbuchautoren greifen zum Zweck der visuellen Didaktisierung gerne darauf zurück (Erlach/Schurf/Brenner/Mielke 2011, 15). Mit Ausnahme der „Genderlekte“, die in der ersten Auflage noch „Sexlekte“ waren (Löffler 1985: 87), und einer allgemeinen graphischen Vereinfachung, die der besseren Übersicht diene, sind Anlage und Form des Modells auch in der vierten Auflage von 2010 noch dieselben. Löffler entwirft darin sieben „sprachliche Großräume“, die er „Lekte“ nennt (ebd.). Neben „Idiolekt“, „Soziolekt“ und „Dialekt“, die sich schon gemeinsam bei Whitney und Gabelentz finden, erscheint auch Whitneys „Alterssprache“. Unter „Funktiolekt“ werden Alltags- und Literatursprache,

Wissenschafts- und Fachsprache sowie Verwaltungs- und Pressesprache zusammengefasst (96-112), unter „Situolekt“ die „interaktionalen Varietäten“ der Textsorten und Stile (146-150). Mit der Varietät des „Genderlekts“ werden soziolinguistische Forschungen zum Zusammenhang von Sprache und gesellschaftlichen Geschlechterrollen aufgegriffen, die Mitte der 1970er Jahre in den USA ihren Ausgang nahmen (Lakoff 1975, Key 1975) und wenig später auch in Deutschland einsetzten (Andresen 1978). Mit dem „Mediolekt“ sollen die Unterschiede zwischen gesprochener und geschriebener Sprache erfasst werden. Es fehlt der Chronolekt als diachron bestimmte Varietät.

Zwölf Jahre nach Löfflers *Germanistischer Linguistik* stellt auch Norbert Dittmar in seinen *Grundlagen der Soziolinguistik* ein eigenes Varietätenmodell vor (Dittmar 1997, 173-248), das er nach sechs „Ordnungsdimensionen“ – Person, Raum, Gruppe, Kodifizierung, Situation, Kontakt – und deren „Merkmalen“ aufbaut, um diesen 18 Varietäten zuzuweisen (179 f.). Die höhere Anzahl ist vor allem auf eine Differenzierung der Lekte Löfflers zurückzuführen, die dieser zwar durchaus auch vornimmt, aber nicht ausdrücklich in sein Modell einbindet. So unterscheidet Dittmar in der Dimension des Raumes „lokale“, „regionale“, „städtische“ und „überregionale“ Varietäten, während Löffler sich auf einen „Dialekt“ beschränkt, um dann in dessen Rahmen „Staddialekte“, „Stadumlanddialekte“ und „Industriesprachen“ zu beschreiben (Löffler 2010, 135 ff.). Der zweite Grund hingegen ist in einer begrifflichen Umstrukturierung der Varietäten zu suchen. So führt Dittmar in der Dimension des Kontaktes „Pidgin“, „Kreolsprachen“ und „Dialekte prestigebesetzter Weltsprachen außerhalb des Mutterlandes“ als eigenständige Varietäten ein, die Löffler in der Gruppe der „Soziolekte“ nur berühren kann (Löffler 2010, 125 f.).

Aus dem hier in aller Kürze durchgeführten Vergleich der Varietätenmodelle Löfflers und Dittmars kann zunächst gefolgert werden, dass die seit Whitney und Gabelentz immer wieder festgestellten fließenden Übergänge zwischen den Varietäten, ihre Überlappungen und Überlagerungen, sich auf der Beschreibungsebene in relativ offenen Kategorien zeigen. Das gilt sowohl in der vertikalen Ordnung als auch in der horizontalen Erweiterung. Schon Gabelentz hatte darauf hingewiesen, dass man Varietäten in Haupt- und Untervarietäten hierarchisieren, aber zugleich – auf Grund des sprachlichen Flusses – Subjektivität dabei

kaum vermeiden kann. Ähnliches gilt für die Schaffung neuer Kategorien. Allein auf Grund des ewigen Widerstreits der zentrifugalen und zentripetalen Kräfte der Sprache, den Whitney beschrieb, ist mit solchen zu rechnen. Die „Kontaktvarietät“ ist ein gutes Beispiel dafür. Auch wenn Löffler sie 2010 noch immer nicht in den Stand der Varietäten erheben möchte, ist sie auf dem Weg, es zu schaffen (vgl. Lüdtko 2005), so dass auch der passende „Ethnolekt“ (Androutsopoulos 2011) im Gegensatz zum „Sexlekt“ oder „Sexolekt“ keine schlechten Überlebenaussichten besitzt. Da es grundsätzlich unendlich viele Möglichkeiten gibt, sprachliche mit außersprachlichen Variablen zu korrelieren, mag sich noch manches andere „Gefüge“ oder „Bündel“ von Varianten als Varietät erweisen. So liegt es keineswegs fern, die Abhängigkeit sprachlicher Varianten von der Religionszugehörigkeit ihrer Sprecher zu untersuchen (Thun 2005, 117 f.), um darin möglicherweise verschiedene „Religiolekte“ zu entdecken. Letztlich hängt die Durchsetzung einer Varietätenkategorie von der Plausibilität ab, welche die wissenschaftliche Gemeinschaft ihr zugesteht.

Die von Löffler und Dittmar vorgeschlagenen Varietäten lassen sich im wesentlichen nach den zwei Kriterien ordnen, die im Zusammenhang mit Coseriu „kausal bedingt“ und „teleologisch bestimmt“ genannt wurden. Der letzteren Gruppe gehören bei Löffler die „Funktiolekte“ und „Situolekte“ an, während sie Dittmar in der Ordnungsdimension „Situation“ mit dem Merkmal „Kontext- und Musterwissen“ erfasst und darin „Register“, „Stile“ und „Fachsprachen“ unterscheidet. Im Übrigen kennzeichnet beide Modelle eine Eigenschaft, die Löffler selbst an seiner Graphik feststellt: Sie vermitteln einen „etwas verwirrenden Eindruck“ (Löffler 2010, 79). Dieser geht gewiss auf jenen Umstand zurück, den schon Whitney und Gabelentz erkannten: „Die Übergänge sind fließend und die Unterscheidungskategorien überschneiden sich“ (Löffler 2010, 79), so „dass alle Klassifizierungsversuche eine Frage des Standpunktes sind und immer nur unzureichend sein können“ (ebd.). Dennoch lässt sich vorsichtig über eine Umordnung in der Darstellung nachdenken, mit der möglicherweise ein höherer Grad an Klarheit erreicht werden kann.

8. Die zwei Perspektiven bei der Betrachtung der Lekte

Das, was in Löfflers Graphik ein wenig verwirrt, ist nicht so sehr das Bild der Strahlenbündel, „die weitere Unterteilungen innerhalb eines ‚Lektes‘ darstellen und sich gegenseitig überlagern und überschneiden“ (Löffler 2010, 80), sondern vielmehr die Unterscheidung von gesprochener und geschriebener Sprache. Einerseits baut er darauf die eigenständige Varietät des „Mediolekts“ auf, die sich in der Ordnungsdimension der „Kodifizierung“ mit dem Merkmal der „normativen Korrektheit“ auch bei Dittmar implizit wiederfindet. Andererseits aber geht er davon aus, dass diese Unterscheidung sich durch alle Lekte zieht. Damit wäre der Mediolekt doppelt bestimmt: Er ist eine Varietät, die sich aus den Unterschieden zwischen gesprochener und geschriebener Sprache ergibt und wird zugleich, als eine der Varietäten, von diesen abermals durchzogen. Diese gewisse Inkongruenz ist m. E. durch das Ineinanderschieben zweier Perspektiven zu erklären, die getrennt zu zwei verschiedenen Beschreibungsmodellen führen.

In der ersten Perspektive werden die Lekte in Bezug auf den einzelnen Sprecher ins Auge gefasst, dessen Sprache in Anlehnung an Coseriu als „funktionell“ betrachtet wird, als Sprache, „die jeweils unmittelbar im Sprechen funktioniert“ (Coseriu 1988, 26) oder, im Sinne Saussures als „parole“. Fasst man an diesem Punkt die diaphasisch-teleologisch bestimmten Varietäten der Sprache im angelsächsischen Sinn als „Stil“ zusammen und behält die Bezeichnung der „Varietät“ den kausal – diatopisch oder diastratisch – bedingten vor, dann ließe sich die funktionelle Sprache in jedem Moment ihrer Realisierung hinsichtlich dreier Abhängigkeiten beschreiben. Die Sprache des Sprechers ist zu jeder Zeit durch die Varietäten bedingt an denen er teilhat, seinen Dialekt, Soziolekt, Genderlekt oder Ethnolekt. Zugleich ist sie stilistisch vom Zweck bestimmt, den er in der Situation des Kommunizierens nach dem Prinzip der Angemessenheit verfolgt, und ist zugleich – und das auf natürlichste Weise – an ein Medium gebunden, ohne dass sie sich als Sprache nicht realisieren kann. Das Medium aber nimmt zwischen der kausal bedingten Varietät und dem teleologisch bestimmten Stil eine Zwischenstellung ein. Seine Wahl wird zum einen von den Varietäten bedingt, wofür Dialekte und Ethnolekte Beispiele sind, die vorwiegend gesprochen und nicht geschrieben werden. Seine Wahl wird zum anderen aber auch durch Situationen, Zwecke und Ziele bestimmt, wie es die Erfahrung mit Briefen und Telefonaten, E-mails oder SMSs alltäglich belegt. Zum dritten bedingt und bestimmt schließlich das Medium selbst durch seine

Beschaffenheit die Weisen, wie Varietäten sich äußern und Stile sich bilden können. Unzureichend wie auch sie es sein muss, versucht Abbildung 6 diesen Zusammenhang darzustellen.

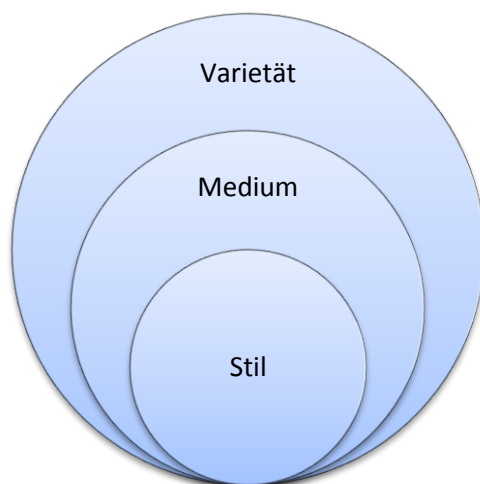


Abb. 6 Die „funktionelle“ Sprache nach Varietät, Medium und Stil

In der zweiten Perspektive, die in Löfflers Graphik ebenfalls implizit angelegt ist, erscheinen die Lekte als Konstrukte, die als solche aus der Beobachtung der sprachlichen Wirklichkeit abgeleitet sind, aber nicht diese Wirklichkeit sind. Da mit ihnen die sprachliche Wirklichkeit geordnet werden soll, haben sie eine diskrete Natur. Sie trennen auf der Ebene der „langue“ das, was auf der Ebene der „parole“ niemals getrennt erscheint. Darum liegt es auch in ihrer Natur, dass ihre Konstruktion vom „Standpunkt“ dessen abhängt, der sie auf Grund seiner Wahrnehmung und seines Interesses konstruiert. Oder, um eine andere Metapher zu benutzen, die schon mehrmals verwendet wurde: Es hängt vom Standpunkt des Betrachters ab, welche Varianten er zu einem Lekt zusammenbündelt, um diesen von anderen Lekten zu unterscheiden. Insofern scheint es widersinnig, den Lekten auf der Ebene der „langue“ gerade jene Diskretheit abzusprechen, um deren Willen sie geschaffen wurden. Abbildung 7 soll das modellhaft verdeutlichen: Die Lekte bilden eine einfache Reihe diskreter Einheiten. Der schon erwähnte „Religiolekt“ steht – mit den leeren Lekten – für die grundsätzliche Offenheit

dieser Reihe für weitere Bildungen. Die Unterscheidung von „Sexolekt“ und „Genderlekt“, die Sprache einerseits mit dem biologischen Geschlecht und andererseits mit der sozialen Geschlechterrolle korrelieren, zeigt, wie eng die Standpunkte, von denen aus Lekte gefügt und gebündelt werden, bei einander liegen können. Der „Chronolekt“, der in Löfflers Modell nicht einmal hypothetisch erscheinen konnte, erhält hier vom historischen Standpunkt aus oder, an Dittmar angelehnt, in der Ordnungsdimension der „Zeit“ seinen Platz, während der „Gerontolekt“, der für Löfflers „Alterssprachen“ steht, den inneren Zwang solcher Modelle zum terminologischen Gleichklang verdeutlicht.



Abb.7 Die einfache, offene Reihung der Lekte

9. Das Problem des Mediolekts

Der Mediolekt ist einer der jüngeren Lekte. In Anlehnung an die von Flydal und Coseriu eingeführte Terminologie schuf Mioni ihm erst 1983 eine „diamesische“ Dimension. (Mioni 1983, 508; vgl. auch Berruto 1993). Obwohl im Namen selbst unverkennbar das Substantiv „Medium“ steckt, stand bei seiner Erforschung lange, so auch für Dittmar 1997 und noch für Löffler 2010, die Unterscheidung zwischen „gesprochener“ und „geschriebener“ Sprache im Mittelpunkt. Das ist umso erstaunlicher, als die Unterschiede zwischen beiden,

wie schon Saussure bemerkte¹, nur sekundär auf den Medien, primär aber auf verschiedenen Zeichensystemen, dem phonischen und dem graphischen, beruhen. Diese Dominanz mag mit der deutschen Forschungstradition zusammenhängen, die sich bis auf das Kapitel „Sprache und Schrift“ in Hermann Pauls *Principien der Sprachgeschichte* von 1880 und den Vortrag *Geschriebenes Deutsch und gesprochenes Deutsch* zurückverfolgen lässt, den Otto Behagel 1899 im Deutschen Sprachverein hielt (s. Fiehler 2004, 39 ff.). Für die Begriffsbildung „Mediolekt“ und dessen Erforschung war auch die Arbeit Kochs und Österreichers von Bedeutung, in der 1985 nicht nur die Dichotomie als solche, sondern auch die Metapher des „Querliegenden“ in das Varietätensystem Coserius eingefügt wurde, die noch in Löfflers Modell erkennbar ist:

So wichtig diese dreidimensionale Modellierung der Sprachvarietät auch ist, so kann doch der gesamte Varietätenraum einer historischen Einzelsprache nur ausgeschöpft werden, wenn man zusätzlich den dazu gewissermaßen ‚querliegenden‘ Aspekt *gesprochen/geschrieben* einbezieht, der nicht auf die diasystematischen Unterschiede reduzierbar ist (Koch/Oesterreicher 1985, 16).

Ebenso trug ihre Ausarbeitung der Söllschen Unterscheidung von „Medium“ – verstanden als phonisches und graphisches Zeichensystem – und der strategischen „Konzeption“ (Söll 1985), die im Gesprochenen und Geschriebenen angelegt ist², dazu bei, dass man die beiden als Hauptmediolekte bestimmte: Der Mediolekt des Gesprochenen zeichnet sich demnach als „Sprache der Nähe“, der des Geschriebenen hingegen als „Sprache der Distanz“ aus, woraus für beide jeweils weitere Kennzeichen folgen wie etwa die „Prozesshaftigkeit“ und „Vorläufigkeit“ des einen gegenüber der „Verdinglichung“ und „Endgültigkeit“ des anderen (Koch/OEsterreicher 1985, 23). Auch Löffler baut sein Modell der Mediolekte auf dieser Dichotomie auf, von der hier exemplarisch nur die eine Seite kurz umrissen werden kann. Für die gesprochene Sprache, den Mediolekt I, nimmt er folgende „konstitutive Voraussetzungen“ an: „ein hohes Maß an möglicher Konsens- oder

¹ „Sprache und Schrift sind zwei verschiedene Systeme von Zeichen; das letztere besteht nur zu dem Zweck, um das erstere darzustellen“ (Saussure 2001, 28).

² „Einerseits kann man im Bereich des *Mediums* den *phonischen* und den *graphischen Kode* als die beiden Realisierungsformen für sprachliche Äußerungen unterscheiden. Andererseits lassen sich hinsichtlich der kommunikativen Strategien, der *Konzeption* sprachlicher Äußerungen, idealtypisch die beiden Modi *gesprochen* und *geschrieben* unterscheiden“ (Koch/Oesterreicher 1985, 17).

Dissensaufdeckung (Aufdeckungs-Disposition), ein hoher Grad an Überzeugungskraft (Persuasions-Disposition), ein hoher Grad an Nähe und Kontakt, eine geringere Verbindlichkeit oder Rechtskraft der einzelnen Äußerungen“ (Löffler 2010, 82 f.). Die Struktur der gesprochenen Sprache hingegen bildet er in einer verästelten Hierarchie ab, die nach unten in den mediengebundenen Äußerungsformen ausläuft, die sich auf der Ebene „parole“ tatsächlich realisieren, ob in einem Telefongespräch, als Predigt von der Kanzel oder über eine Quizshow, die im Fernsehen läuft.

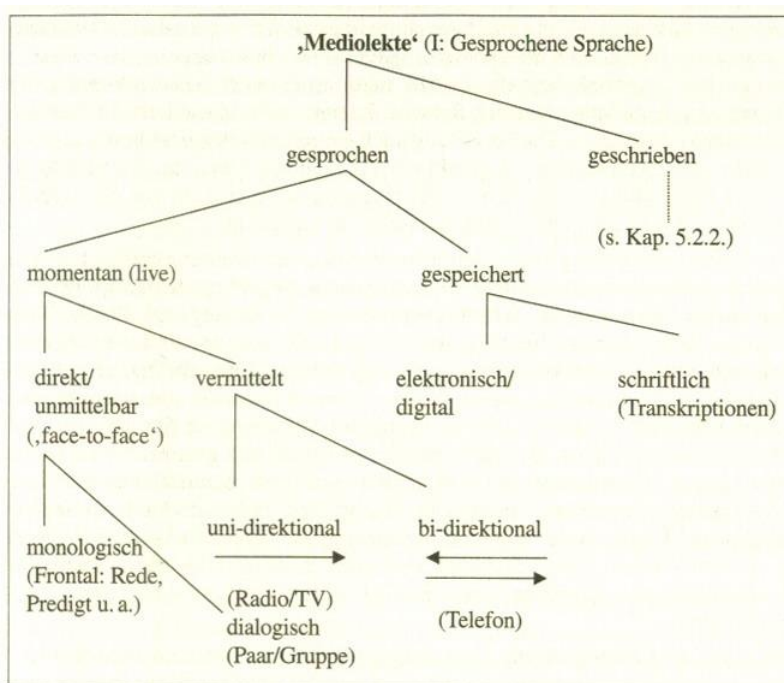


Abb. 8 Der Mediolekt der gesprochenen Sprache nach Löffler (Löffler 2010, 82)

Trotz der plausiblen Stringenz der Hierarchie, die auch dem Pendant für die geschriebene Sprache eigen ist (88), stellt Löffler in seiner Zusammenfassung der beiden Mediolekte ein Dilemma fest, welches das Modell als solches erschüttert:

Die Neuen Medien haben die Grenzen der beiden Bereiche verwischt oder aufgehoben, so dass man in vielen Fällen nicht mehr sicher sagen kann, ob gesprochen oder geschrieben wird oder ob Gesprochenes geschrieben (E-Mail, SMS) und Geschriebenes gesprochen wird (Fernseh-Moderation u. a.) (93).

Wenn das so ist, stellt sich die Frage, ob die Einteilung der Medialekte in diese zwei „Bereiche“ für ihre Beschreibung sinnvoll ist. Dass die Unterscheidung von gesprochener und geschriebener Sprache dafür wesentlich ist, kann nicht bezweifelt werden. Problematisch aber wird es, wenn man sie als Ausgangskategorien bestimmt, innerhalb derer sich die übrigen Kennzeichen der Medialekte dann mittels Deduktion aus den Subkategorien ergeben müssen. Abgesehen davon, dass dann in vielen Fällen nicht mehr plausibel zu begründen ist, in welchen der beiden Medialekte ein Text gehört, fallen aus diesem Modell von vornherein die medialen Kennzeichen aus, die sich nicht von Mündlichkeit und Schriftlichkeit ableiten lassen, wie zum Beispiel die „Bildlichkeit“, die bei der Beschreibung visueller Medien als Kategorie unerlässlich ist.

Sinnvoller scheint es, den Aufbau eines Beschreibungsmodells auf der Ebene zu beginnen, die bei Löffler als unterste erscheint, indem man jeder Korrelation von Sprache und Medium, die ein Bündel eigener Varianten aufweist, schlicht den Status eines „Medialekts“ zuweist. Welche Parameter bei der Beschreibung der einzelnen Medialekte nützlich sind und welche davon auf die Varietätenkategorie des „Medialekts“ im Ganzen angewandt werden können, wird sich in der analytisch-interpretativen Auseinandersetzung mit den einzelnen Medialekten herausstellen. Die ersten Elemente für einen behutsamen Aufbau von unten stellt Löffler selbst bereit. Das klassische Telefongespräch etwa lässt sich als bi-direktional oder dialogisch beschreiben. Über die Verwandlung von Schallwellen in elektrische Signale und deren Rückverwandlung in Schallwellen ist es technisch vermittelt und doch zeitlich nahezu unmittelbar. Es ereignet sich in der räumlichen Distanz zwischen den Gesprächspartnern, so dass kein visueller Kontakt besteht. Das führt zu besonderen Formen der Gesprächsorganisation ...

Folgt man Ulrich Schmitz, kann man bei der Bestimmung der Medialekte vorläufig von folgenden Medien ausgehen (Schmitz 2004, 63-103). Während unter den „interaktiven Diensten im Internet“ Systeme wie EWS (Edo Workspace) oder BSCW (Basic Support for Coopertive Work) sowie Mailinglisten, Newsgroups oder Diskussionsforen zusammengefasst werden, gelten als „Nebenbei-Medien“ – unter zahlreichen anderen – Plakate oder Leuchtreklamen, Aufkleber und Plastiktüten.

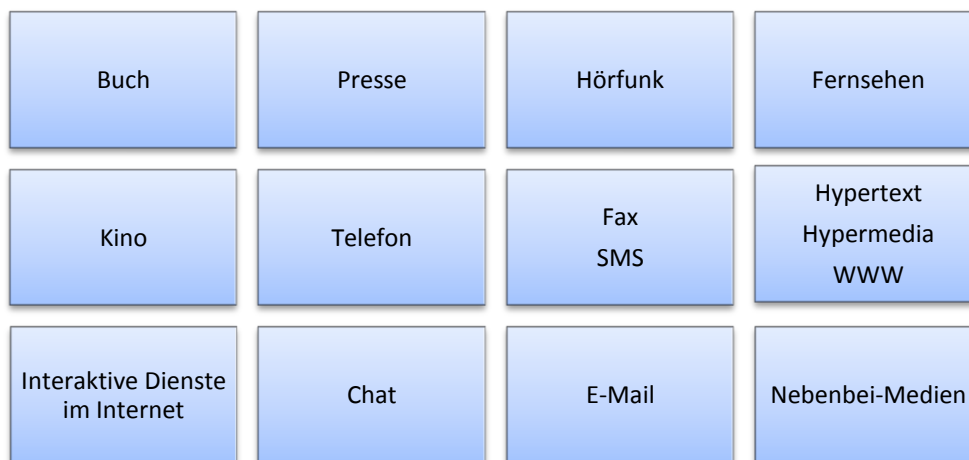


Abb. 9 Die einfache, offene Reihung der Mediolekte nach ihren Medien

Die Basis für die Bestimmung von Mediolekten ist damit breiter geworden, und doch werden damit zugleich Aspekte ausgeblendet, die in Löfflers Modell in den Blick kommen. Die durchaus interessanten Fragen, wie sich eine Liebeserklärung «face-to-face» von einem Liebesbrief unterscheidet und die sonntägliche Kanzelpredigt von den *Tischreden* Martin Luthers, die seine Gäste noch während des Essens notierten, wird in diesem Rahmen kaum eine Antwort erfahren. Der neue Standpunkt gegenüber den Medien erlaubt es nicht. Die Versuchung ist groß, hier als Lösung einen weiteren Lekt einzuführen, der spezifische Varianten bündelt, um klar zu stellen, „dass zwischen den Voraussetzungen für das geschriebene Wort und denen für das gesprochene Wort tiefgreifende Unterschiede bestehen“ (Behagel 1927, 13). In der Tradition Karl Bühlers, der in Platons *Kratylos* das sprachliche Zeichen als Werkzeug entdeckte, als „organon“, um danach sein eigenes Kommunikationsmodell zu benennen, ließe sich dafür leicht der „Organolekt“ ins Leben rufen. Die Beschreibung der Organolekte könnte mit einer bombigen Feststellung Hermann Pauls beginnen: „Sprache und schrift verhalten sich zu einander wie linie und zahl“ (Paul 1886, 321; Kapitel XXI, „Sprache und schrift“).

- Albrecht, Jörn. 1986. „Substandard“ und „Subnorm“. Die nicht-exemplarischen Ausprägungen der „Historischen Sprache“ aus varietätenlinguistischer Sicht. In Holtus, Günter/Radtke, Edgar (Hrg.), *Sprachlicher Substandard*. Tübingen: Niemeyer, 65-88.
- Albrecht, Jörn. 2005. *Übersetzung und Linguistik*. Tübingen: Narr.
- Ammon, Ulrich. 1987. Sprache – Varietät / Standardvarietät – Dialekt. In Ammon, Ulrich/Dittmar, Norbert/Mattheier, Klaus J., *Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch*. 1. Bd. Berlin. New York: de Gruyter, 316-335.
- Ammon, Ulrich. 1995. *Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten*. Berlin, New York: de Gruyter.
- Andresen, Helga (u. a.) (Hrsg.). 1978. *Sprache und Geschlecht*, Bd. 1 Osnabrück: Universität Osnabrück Fachbereich Kommunikation, Ästhetik (Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 8)
- Androutsopoulos, Jannis. 2011. Die Erfindung des Ethnolekts. In *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 41/164, 93-120.
- Behagel, Otto. 1927. Geschriebenes Deutsch und gesprochenes Deutsch (1899). In Behagel, Otto *Von deutscher Sprache. Aufsätze, Vorträge und Plaudereien*. Lahr: Schauenburg, 11-34
- Bernstein, Basil B. 2003. *Class, Codes and Control. Volume 1 - Theoretical Studies Towards A Sociology Of Language* [1971]. London, New York: Routledge.
- Berruto, Gaetano. 1980. *La variabilità sociale della lingua*. Torino: Loescher.
- Berruto, Gaetano. 1993. Varietà diamesiche, diastratiche, diafasiche, In Sobrero, Alberto A. (cur.), *Introduzione all'italiano contemporaneo*. Roma, Bari: Laterza, 2 voll., vol. 2 (*La variazione e gli usi*), 37-92.
- Berruto, Gaetano. 2004. Sprachvarietät - Sprache (Gesamtsprache, historische Sprache). In Ammon, Ulrich/Dittmar, Norbert/Mattheier, Klaus J./Trudgill, Peter (Hrsg.), *Sociolinguistics - Soziolinguistik*. 2., erweit. Aufl. , Bd. 1. Berlin, New York: de Gruyter, 188-195.
- Bühler, Karl. 1999. *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache* [1934], mit einem Geleitwort von Friedrich Kainz, Stuttgart: Lucius & Lucius (UTB 1159).
- Coseriu, Eugenio. 1955. La geografía lingüística. In *Revista de la Facultad de Humanidades y Ciencias, Montevideo* 14, 29-69.

- Coseriu, Eugenio. 1975. *Die Sprachgeographie* (übersetzt und herausgegeben von Uwe Petersen). Tübingen: Narr.
- Coseriu, Eugenio. 1981. Los conceptos de „dialecto“, „nivel“ y „estilo de lengua“ y el sentido propio de la dialectología, in *Lingüística española actual*, III/1, S. 1-32 [deutsche Übersetzung: Die Begriffe „Dialekt“, „Niveau“ und „Sprachstil“ und der eigentliche Sinn der Dialektologie. In: Albrecht, Jörn/Lüdtke, Jens/Thun, Harald (Hrsg.) *Energieia und Ergon. Sprachliche Variation - Sprachgeschichte - Sprachtypologie, Studia in honorem Eugenio Coseriu*, Bd. I: *Schriften von Eugenio Coseriu* (1965-1987). Tübingen: Narr 15-43.
- Coseriu, Eugenio. 1988. *Sprachkompetenz. Grundzüge der Theorie des Sprechens*. Tübingen: Narr.
- Dittmar, Norbert. 1997. *Grundlagen der Soziolinguistik. Ein Arbeitsbuch mit Aufgaben*. Tübingen: Niemeyer.
- Erlach, Dietrich/Schurf, Bernd/Brenner, Gerd/ Mielke, Angela. 2011. *Kursthemen Deutsch: Sprachwandel und Sprachvarietäten: Tendenzen der deutschen Gegenwartssprache*. Berlin: Cornelsen.
- Fiehler, Reinhard. 2004. *Eigenschaften gesprochener Sprache*. Tübingen: Narr.
- Flydal, Leiv. 1951. Remarques sur certains rapports entre le style et l'état de langue. In *Norsk Tidsskrift for Sprogvidenskab* XVI. Oslo, 241-58.
- Gabelentz, Georg von der. 1901. *Die Sprachwissenschaft. Ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse* [1891], 2., vermehrte und verbesserte Aufl., hrsg. von Albrecht Graf von der Schulenburg. Leipzig: Tauchnitz.
- Halliday, Michael A.K. 1978. *Language as social semiotic: The social interpretation of language and meaning*. London: Arnold.
- Key, Mary Ritchie. 1975. *Male, female language*, Metuchen. N.J.: The Scarecrow Press.
- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf. 1985. Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte. In *Romanistisches Jahrbuch*, 36. Berlin, New York: de Gruyter, 15-43.
- Labov, William. 2006. *The Social Stratification of English in New York City* [1966]. Cambridge, New York: Cambridge University Press.
- Lakoff, Robin T. 1975. *Language and woman's place*. New York [u.a.]: Harper & Row.

- Löffler, Heinrich. 2010. *Germanistische Soziolinguistik* [1985], 4., neu bearb. Aufl. Berlin: Schmidt (Grundlagen der Germanistik 28).
- Lüdtke, Jens/Mattheier, Klaus J. 2005. Variation – Varietäten – Standardsprachen. Wege der Forschung. In Lenz, Alexandra N./Mattheier, Klaus J. (Hrsg.), *Varietäten – Theorie und Empirie*. Frankfurt a. M.: Lang (VarioLingua 23), 13-38.
- Mioni, Alberto M. 1983. *Italiano tendenziale: osservazioni su alcuni aspetti della standardizzazione*, in: *Scritti linguistici in onore di Giovan Battista Pellegrini*, a cura di P. Benincà et al. Pisa: Pacini, 2, vol. 1, 495-517.
- Nabrings, Kirsten. 1981. *Sprachliche Varietäten*. Tübingen: Narr.
- Paul, Hermann. 1886. *Principien der Sprachgeschichte* [1880], 2. Aufl. Halle: Niemeyer.
- Saussure, Ferdinand de. 2001. *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft* [1931], 3. Aufl. Berlin, New York: de Gruyter.
- Schleicher, August. 1853. Die ersten Spaltungen des indogermanischen Urvolkes. In *Allgemeine Zeitung für Wissenschaft und Literatur*, August, 786 f.
- Schmeller, Johann Andreas. 1827-1837. *Bayerisches Wörterbuch. Sammlung von Wörtern und Ausdrücken, die in den lebenden Mundarten sowohl, als in der ältern und ältesten Provincial-Litteratur des Königreichs Bayern, besonders seiner ältern Lande, vorkommen, und in der heutigen allgemein-deutschen Schriftsprache entweder gar nicht, oder nicht in denselben Bedeutungen üblich sind; mit urkundlichen Belegen, nach den Stammsylben etymologisch-alphabetisch geordnet*, in vier Teilen. Stuttgart: Cotta.
- Schmitz, Ulrich. 2004. *Sprache in modernen Medien. Einführung in Tatsachen und Theorien, Themen und Thesen*. Berlin: Schmidt.
- Söll, Ludwig. 1985. *Gesprochenes und geschriebenes Französisch* [1974] 3., überarb. Aufl. Berlin: Schmidt (Grundlagen der Romanistik 6).
- Thun, Harald. 2005. Variation im Gespräch zwischen Informant und Explorator. In Lenz, Alexandra N./Mattheier, Klaus J. (Hrsg.), *Varietäten – Theorie und Empirie*. Frankfurt a. M.: Lang (VarioLingua 23), 97-126.
- Whitney, William D. 1875. *The Life and Growth of Language: An Outline of Li*